

Die schönsten Dorfgeschichten
Lebenserinnerungen aus alter Zeit

Die schönsten Dorfgeschichten

Lebenserinnerungen aus alter Zeit
1912–1968

Ausgewählt aus Zeitgut-Bänden

Herausgegeben von Jürgen Kleindienst
& Ingrid Hantke

ANACONDA

Die im Buch veröffentlichten Abbildungen und Dokumente stammen aus dem Privatbesitz der Verfasserinnen und Verfasser.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

© 2018 by Zeitgut Verlag GmbH, Berlin

© dieser Ausgabe 2018, 2021 by Anaconda Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumärker Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Joseph Harold Swanwick (1866–1929),

»Evening«, Private Collection / Bridgeman Images

Umschlaggestaltung: Harald Braun, Berlin

Satz und Layout: Zeitgut Verlag, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7306-0634-6

www.anacondaverlag.de

Inhalt

Erntefest	10
<i>Ursula Löbner</i>	
Gut Hammelspring – mein Elternhaus	11
<i>Else Klein</i>	
Alles bloß Stroh?	29
<i>Peter Konrad Henseler</i>	
Sonntage im Dorf	31
<i>Magda Riedel-Zeblke</i>	
Lehrer Ahrend hat Geburtstag	35
<i>Ernst Haß</i>	
Ein Kuß für meine Erntekönigin	39
<i>Erika Summ</i>	
Dorfschulkind	47
Lammzeit	57
<i>Hans Döpping</i>	
Der stumme Knecht	63
<i>Margret Jüssen</i>	
Unsere Anna	72
<i>Rosmarie Bierich</i>	
„Das ist unser Feuer!“	77
<i>Elisabeth Ubr</i>	
Herbert sien Schnaps is jot	83
<i>Heinrich Hoffmann von Fallersleben</i>	
Der Hahn	86
<i>Margot Linke</i>	
Das Huhn „Tuck-Tuck“	87

<i>Marie Stade</i>	
Rotzerte fangen	90
<i>Leo Schuster</i>	
Die eigenwillige Kati	93
<i>Bernadette Schnüttgen</i>	
Herbstfeuer	97
<i>Erika Baumgart</i>	
Wundersame Heilung einer Königin	103
<i>Anna Strube</i>	
Das Gedicht	108
<i>Karl Krapp</i>	
Augen auf beim Pferdekauf!	111
<i>Martha Jenewein</i>	
Meine Zigeuner	114
<i>Erika Baumgart</i>	
Gespenster in der Räucherkatze	117
<i>Bernadette Schnüttgen</i>	
Bohnenfitztage	123
<i>Marie Stade</i>	
Kuchen backen	126
<i>Rosemarie Kirschke</i>	
Erinnerungen an Lojewo	129
<i>Hildegard Strauß</i>	
Spiel nicht mit den Schmuttelkindern	137
<i>Gertrud Höbenberger</i>	
Allmendfeld – ein Dorf aus Sumpf und Moor	140
<i>Anna Strube</i>	
Die Molkerei in Ammensen	149
<i>Theodor Zwermann</i>	
Der erste Schnitt	156
<i>Babette Reineke</i>	
Tanz Püppchen, tanz!	158

<i>Brigitte Manitzki</i>	
Das Mädchen Emma	166
<i>Babette Reineke</i>	
Mit Rudi übers Stoppelfeld	181
<i>Magda Riedel-Zeblke</i>	
Hansi	185
<i>Elise Deuschle</i>	
Illegale Hühner und ein betrunkenes Säule	192
<i>Kornelia Demme</i>	
Pferdemusterung	196
<i>Otto Höcbst</i>	
Mit allem Gnurren und Murren	200
<i>Heinz von der Wall</i>	
Die „Kartoffelkäfer-Versammlung“	207
<i>Loni Krause</i>	
Ein Mäusenest in meinem Strohsack	214
<i>Harry Banaszak</i>	
Plötzlich habe ich zwei Schwestern	221
Barfuß übers Stoppelfeld	234
<i>Gisela Jünger-Becker</i>	
Ernteeinsatz	243
<i>Paul Hurtig</i>	
Mein letzter Tag auf Gut Grunwitz	248
<i>Gisela Bertl</i>	
Unsere treue Kuh	254
<i>Rolf Zabel</i>	
Gershwin	260
<i>Evelyn Steudel</i>	
Grattersdorf und der Frieden	268
<i>Lothar Simon</i>	
Der zahme Engländer	282

Kornelia Demme

Die Stromrechnung auf dem Silbertablett 287

Liesel Hünichen

Vater und die „Büllekes“ 298

Klaus Pawka

Das veränderte Dorf 302

Günter Lebnhardt

Die Schnapsbrenner 310

Durchgegangen 317

Lieselotte Miller

Meine schwäbischen Jahre 321

Siegfried Kirchner

Allein auf der Kirchenbank 334

Hildegard Kupko

Saure Gurken vom Feld 337

Elfriede Brückner

Hin und her 342

Horst Schneider

Die Hoftorschlüssel 346

Eckhard Siegert

Das neue Motorrad 349

Manfred Vogel

Landwirt – in dieser Zeit? 353

Klaus Lebmann

Tagesschau im Dorfkrug 360

Günter Schmidt

Parkverbot 365

Dorothea F. Voigtländer

Tante Adeles wundersame Wiederauferstehung 367

Die Orte unserer Dorfgeschichten 374

Verfasser 376

Zur Einführung



Zum Erntedankfest in Burghaslach in Mittelfranken 1938 wurden die Mädchen wunderschön berausgeputzt. Luise Beyerlein, geb. Herold, von der das Foto stammt, steht vorn in der Reihe als zweite von rechts.

Erntefest

*Wagen auf Wagen schwankte herein,
Scheune und Böden wurden zu klein:
Danket dem Herrn und preist seine Macht,
glücklich ist wieder die Ernte vollbracht.*

*Hoch auf der Fichte flattert der Kranz,
Geigen und Brummbaß laden zum Tanz;
leicht wird das Leben trotz Mühe und Plag,
krönet die Arbeit ein festlicher Tag.*

*Seht ihr der Kinder fröhliche Schar,
blühende Wangen, goldlockiges Haar?
Hört ihr sie jubeln? O liebliches Los,
fällt ihnen reif doch die Frucht in den Schoß!*

*Wir aber furchen, den Pflug in der Hand,
morgen geschäftig aufs Neue das Land;
ewig ja reiht, nach des Ewigen Rat,
Saat sich an Ernte und Ernte an Saat.*

Julius Sturm (1816–1896)

[Hammelspring bei Templin, Uckermark;
1912–1919]

Ursula Löbner

Gut Hammelspring – mein Elternhaus

Das Gut Hammelspring im uckermärkischen Kreis Templin war unser Zuhause. Nachdem Vater und Mutter im Oktober 1906 geheiratet hatten, wurden in den folgenden vier Jahren Julia, ich und darauf Irmgard geboren. Unsere jüngste Schwester Brigitte erblickte als Nachzügler 1920 das Licht der Welt.

Das Gut war – einschließlich Pachtland – 800 Morgen (200 Hektar) groß: Felder, Wiesen und Wald. Die südliche Uckermark ist Endmoränengebiet, die Landschaft geprägt von Seen und Kiefernwäldern. Eigene Jagd und Fischerei auf einem Kanal, der zwei Seen verbindet, und ein Segelboot waren für meinen Vater Erholung und Freude. Der Kanal bildete die Grenze zwischen dem Gut und dem staatlichen Forst, der Schorfheide.

Unser Gutshof war recht geräumig und sehr zweckmäßig aufgeteilt. Zur Straße hin standen das Wohnhaus, das Wirtschaftsgebäude und der Giebel des Schafstalles. Sechs Stufen einer steinernen Treppe führten vom Hof in den Hausflur. Gleich rechts war die Toilette – natürlich noch ohne Wasserspülung. Mit einer Kanne Wasser wurde nachgespült. Die nächste Tür führte in die Küche. Von dort aus gelangte man in die Speise- und in die Vorratskammer.

Wir Kinder hatten in der Küche nichts zu suchen. Unsere Eltern wollten wohl nicht, daß wir durch die Dienstmädchen

Dorfklatsch erfuhren. Die Dienstmädchen ihrerseits hatten es auch nicht gerne, wenn wir in der Küche herumstanden.

Der Haushalt und das Personal

Bei den Hauptmahlzeiten im großen Eßzimmer saßen immer der Inspektor und das „Wirtschaftsfräulein“ mit am Tisch. Sie hatten den sogenannten Familienanschluß. Der Inspektor, ein gelernter Landwirt, war auf unserem Gut als Aufseher tätig. Die ausgebildete Wirtschaftlerin, bei uns zuständig für das Kochen, Backen, Einwecken und die Geflügelzucht, hieß auch bei den Dorfbewohnern nur „Fräulein“. Ihren Namen kannten wohl nur meine Eltern. Bei Tisch durften wir Kinder nur etwas äußern, wenn wir gefragt wurden. Das Gespräch fand meistens zwischen meinem Vater und dem Inspektor statt; fast immer ging es um die Landwirtschaft. Ich erinnere mich noch genau, wie ich einmal wegen einer altklug erscheinenden Bemerkung zum Tod eines Tbc-kranken Mädchens zurechtgewiesen wurde und mich vor dem Inspektor sehr schämte.

Im Haushalt waren außerdem das Stuben- und das Küchenmädchen beschäftigt. Sie bekamen die gleiche Kost wie die Familie, aßen aber in der Küche. Ihre Schnitten wurden ihnen vom „Fräulein“ bestrichen und belegt.

Das Stubenmädchen mußte alle Zimmer im Wohnhaus sauberhalten, die Betten machen, das Waschgeschirr säubern und mit frischem Wasser füllen. Wasserleitungen bzw. fließendes Wasser hatten wir noch nicht. In der Küche gab es eine einfache Handpumpe mit Ausguß. In den Schlafzimmern befand sich jeweils eine Waschkommode mit einer Marmorplatte darauf. Auf ihr standen zwei große, hübsch geformte Keramik-Waschschüsseln, zwei Wasserkrüge, ebenfalls aus Keramik, Karaffen für Zahnputzwasser und Wassergläser. Zweimal in der Woche wurden die Wasserkaraffen mit Würfeln aus rohen Kartoffeln gefüllt, damit geschüttelt und mit Wasser nachgespült, damit das Glas klar blieb.



Unser Gutsbaus in Hammelspring, Uckermark, von der Straßen- bzw. Vorgartenseite. Sechs Stufen einer steinernen Treppe führten vom Vorgarten zu einer Terrasse und zum Entree.

Ab Herbst mußte das Stubenmädchen morgens das Herrenzimmer, das Eßzimmer und das Büro heizen. Die Schlafzimmer wurden nur bei sehr großer Kälte nachmittags beheizt. In allen Räumen standen hohe Kachelöfen. Sie reichten beinahe bis an die Decke. Weil der Wald durchforstet werden mußte, heizte man hauptsächlich mit Holz. Sobald es durchgebrannt war und alles glühte, mußten die Ofentüren fest zugeschraubt werden. Die gut erhitzten Kacheln hielten die Temperatur im Zimmer bis zum nächsten Morgen. Auch das Decken und Abdecken des Eßtisches und das Abtrocknen des Geschirrs war Aufgabe des Stubenmädchens. Wenn beim Essen irgend etwas auf dem Tisch fehlte, wurde es durch ein Klingelzeichen herbeigerufen.

Das Küchenmädchen stand schon um 5 Uhr auf und heizte den Küchenherd an, damit um 5.30 Uhr das Kaffeewasser kochte. Um 5.40 Uhr brachte es dem Inspektor und dem Gärtner den Kaffee auf ihre Zimmer im Wirtschaftsgebäude. Das

Tablett mit Schnitten, Kaffeemilch und Zucker machte das „Fräulein“ zurecht. Um 6 Uhr tranken beide Mädchen in der Küche Kaffee. Dann holte sich das Küchenmädchen die Schuhe, die vor den Schlafzimmern ordentlich aufgestellt waren, zum Putzen. Später säuberte es die Zimmer des Inspektors und des Gärtners. Einmal in der Woche mußte es den Hühner- und den Gänsestall ausmisten.

Für das Mittagessen wurden beinahe täglich Kartoffeln geschält. Um 12 Uhr brachte das Küchenmädchen dem Gärtner das Essen aufs Zimmer. Nach dem Abwasch wischte es den gefliesten Fußboden in der Küche und im Hausflur. Am Nachmittag, wenn die Küche aufgeräumt war, richtete sich die Arbeit der beiden Mädchen nach der Jahreszeit. Vom späten Frühjahr bis zum Herbst wurde im Garten Gemüse und Obst geerntet, das anschließend eingeweckt oder in Konservendosen eingemacht wurde. Bei den Vorbereitungen dazu, also beim Spargelschälen, Möhrenputzen, Auspalen der Erbsen, Abbeeren der Johannisbeeren, beim Entsteinen der Kirschen und ähnlichen Arbeiten halfen alle im Haus mit.

Nach Weihnachten wurden in einem Raum im Wohnhaus Gänsefedern „geschlissen“, die Federn von den Kielen getrennt. Dabei sangen die Mädchen die beliebtesten Schlager jener Zeit, wie „Puppchen, du bist mein Augensterne“, „Schlaf, Püppchen Liese“, „Auf der grünen Wiese“ oder „Max, du hast das Schieben raus, Schieben raus ...“ Die Daunen oder Flaumfedern waren schon beim Rupfen der Gänse ausgesondert worden. Sie wurden besonders sorgfältig aufbewahrt, denn sie sollten später für die Oberbetten der Töchter des Hauses verwendet werden, wenn diese heirateten.

Gegen 15 Uhr trank man Kaffee, die Familie im Eßzimmer, die Mädchen in der Küche. Das Abendbrot gab es pünktlich wie alle anderen Mahlzeiten, und zwar um 19 Uhr. Die Mädchen aßen abends gern warm. So bereiteten sie sich oft selbst etwas zu. Nach dem Abwaschen, Abtrocknen und Einräumen des Geschirrs war der Tagesablauf für sie beendet.

Die Vorräte in einem Gutshaushalt mußten unter Verschuß gehalten werden. Allen gegenüber hatte man die Verantwortung, sie so einzuteilen, daß sie ein Jahr lang reichten. Das „Fräulein“ verfügte über die Schlüssel zur Speise- und zur Vorratskammer. In der Speisekammer standen die Vorräte, die man täglich benötigte. Kühl- und Eisschränke gab es noch nicht. Verderbliche Sachen wurden in den Keller gebracht, wo es sehr kühl war. Dort lagerten in einem anderen Raum Kartoffeln, Möhren, verschiedene Kohlsorten, rote Bete, Sellerie und Porree. In der Vorratskammer befanden sich auf einem stabilen Regal die vielen Blechdosen und Weckgläser mit Obst und Gemüse. Steintöpfe mit Pflaumenmus, Bienenhonig, Schweineschmalz, Preiselbeeren, sauren Gurken und Sauerkraut standen auf dem Fußboden. An der Decke war eine Aufhängevorrichtung für Dauerwurst, Schinken und Speckseiten angebracht. Außer dem Kochen und Einwecken hatte das „Fräulein“ die Aufzucht des Geflügels und die Legetätigkeit der Hühner zu überwachen. Das Füttern des Geflügels erledigte das Küchenmädchen. Beim Schweineschlachten mußten alle, die im Haushalt tätig waren, unter der Aufsicht des Hausschlächters helfen.

Die täglich anfallende Kuhmilch brachte der „Schweizer“*) durchgeseiht in den Kühlraum im Wirtschaftsgebäude. Die Milch, die nach Berlin an „Bolle“**) geliefert wurde, mußte erst über den Kühler laufen, durch dessen Röhren eiskaltes Wasser strömte. Die Milchkannen wurden nochmals sauber ausgewaschen, dann gefüllt und zum Versand mit Frachtbrief fertiggemacht. Der „Schweizer“ fuhr sie mit dem Pony abends um 18 Uhr zum Zug in Richtung Berlin. Auf dem Bahnhof in Löwenberg mußten die Kannen noch einmal umgeladen werden. Ein Teil der Milch, die nicht nach Berlin

*) alte Bezeichnung für Melker, Betreuer der Kühe.

**) Großmolkerei in Berlin mit zahlreichen Verkaufsfilialen, existierte über 100 Jahre, bis 1996.

ging, wurde zentrifugiert. Mit Hilfe der Milchscheuder trennte man dabei Rahm und Magermilch voneinander. Dann konnte gebuttert werden: aus dem Rahm gewann man im Butterfaß die Butter für den eigenen Haushalt, wobei als Rückstand Buttermilch anfiel. Abends holten sich die auf dem Gut beschäftigten „Leute“ ihre Deputatmilch.

Wenn bei uns zu Hause einmal ein Arzt benötigt wurde, holte ihn der Kutscher ab. Nachdem der Kranke behandelt war, blieb der Doktor noch zum Kaffee oder zum Abendbrot. Mit dem Zug fuhr er dann wieder heim. Werktags kostete ein Arztbesuch im Hause fünf Mark, sonntags acht Mark. Die Pflege der Kranken im Dorf übernahm eine Diakonisse, die drei Dörfer zu betreuen hatte. Die Organisation dafür lag beim Vaterländischen Frauenverein. Mein Vater brachte uns Kindern bei, daß wir jede Krankenschwester zu grüßen hätten, denn ihre Arbeit und Opferbereitschaft gelte den Schwachen und alten Menschen. Das ist so in mir verankert, daß ich heute noch jede Krankenschwester grüße.

Kriegsausbruch und Schulbeginn

Sechs Wochen war ich von allen und allem in einem Fremdenzimmer abgesperrt. Es war kurz vor meiner Einschulung, ich war knapp sechs Jahre alt und hatte Scharlach. Als ich bei schönem Wetter das erste Mal aus dem Zimmer in den Vorgarten durfte, fuhr ich meine Puppen im Puppenwagen spazieren. Anscheinend hatten alle noch vor einer Ansteckung Angst; ich merkte, daß sie mir aus dem Weg gingen. Während der Krankheit hatte ich das Alleinsein nicht so stark empfunden. Plötzlich läuteten alle drei Glocken vom Kirchturm unserer wunderschönen Dorfkirche. Das war nur Samstag abend und Sonntag früh zum Gottesdienst üblich. Etwas Besonderes mußte passiert sein.

Der Krieg war ausgebrochen. Mein Vater war nach Berlin gefahren, um die Proklamation des Kaisers direkt mitzuerleben. Irgendwie berührte mich der Aufruf. Nachmittags



Ein Weihnachtsgruß im Kriegsjahr 1916 an unseren Papa, der als Eisenbahnpionier in Rumänien war. Von rechts: unsere Mutter und wir drei älteren Schwestern Jula, Irmgard und ich.

kamen grölende junge Leute in guten Anzügen und mit Strohhüten, um die sie lange Bänder gewunden hatten, von der Musterung im Gasthof. Sicher war ihnen Alkohol spendiert worden, um sie zu erheitern.

Nach überstandener Krankheit empfahl der Arzt, daß ich zunächst die Dorfschule besuchen sollte. Der weite Schulweg nach Templin wäre bei Wind und Wetter zu anstrengend. Das Schulhaus in Hammelspring war klein. Die eine Hälfte des Hauses bewohnte der Lehrer mit seiner Familie, die andere bestand aus einem großen Schulraum. Die ältesten Schüler hatten von 6 bis 10 Uhr Unterricht, die nächsten von 8 bis 12 Uhr und die kleinsten von 10 bis 12 Uhr. Eine lange Schulbank reichte immer für einen Jahrgang aus. Täglich mußten wir ein Diktat schreiben, anschließend wurden die Schüler nach ihren Fehlern neu gesetzt.

Der Lehrer, Herr Jäger, war damals etwa 40 Jahre alt. Er sah sehr gut aus und trug auch wochentags immer Schlips

und Kragen. Auf dem Lande war das selten. Er achtete auch darauf, daß die Schüler sauber zum Unterricht kamen. Manchmal mußten sie aus ihren Bänken heraustreten und ihre Hände und Holzpantoffeln zeigen. Das Leder, das den Vorderfuß bedeckte, sollte blank geputzt sein. War etwas nicht in Ordnung, wurde der Schüler verpflichtet, es am nächsten Tag erneut vorzuführen. Herr Jäger war streng, aber gerecht. Er behandelte alle Kinder gleich. Wenn ein Junge nicht folgen wollte oder faul war, bekam er auch mal einen Hieb mit dem Rohrstock. Die unfolgsamen Mädchen mußten Strafarbeiten anfertigen. Der Lehrer war im Dorf sehr beliebt. Er war Organist und leitete den Gesangverein.

Ich bin gern in die Dorfschule gegangen, aber ich gewöhnte mich auch in Templin in der Vorschule fürs Lyzeum schnell ein. In dieser Vorschule, die aus der 10., 9. und 8. Klasse bestand, wurden Jungen und Mädchen gemeinsam unterrichtet. Unsere Dorfschule war sicher sehr gut, denn ich kam nicht erst in die 10., sondern wurde sogleich in die 9. Klasse aufgenommen. Schon in der Vorschule mußten meine Eltern Schulgeld bezahlen. Für die Templiner betrug es monatlich 10 Mark, für Auswärtige 12 Mark. Die Bürgerschule, wie man die Volksschule nannte, war schulgeldfrei. Ab der 7. Klasse gingen wir Mädchen aufs Lyzeum*), die Jungen kamen in die Sexta aufs Gymnasium. Als erste Fremdsprache lernten wir von Beginn an Französisch, in der 4. Klasse kam Englisch hinzu.

Zur Schule mit dem Ponywagen

Der Bahnhof in Hammelspring war nahe am Gutshaus gelegen, der Weg quer durch den Garten führte dorthin. Mit dem Zug fuhr man bis Templin nur zehn Minuten, und die Fahrt kostete pro Kind ganze 10 Pfennige. Die Bahn zu benutzen

*) höhere Mädchenschule, die (mit Vorklassen) zehn Jahre umfaßte, die Klassenstufen wurden rückwärts gezählt.

wäre also viel preisgünstiger gewesen, als für die Schulfahrten ein Pony zu halten, aber die Züge verkehrten leider nicht zur passenden Zeit. Also fuhren Julchen, Irmgard und ich mit dem offenen Ponywagen zur Schule – im Sommer normalerweise allein, ohne Kutscher.

Pünktlich um 6 Uhr wurden wir Schwestern vom Hausmädchen geweckt. Es stellte uns zum Zähneputzen warmes Wasser auf den Waschtisch, manchmal, wenn es sehr kalt war, auch zum Waschen. Im Eßzimmer war für uns gedeckt. Oft gossen wir uns, wenn niemand sonst anwesend war, etwas Kaffee in die Tassen, damit es so aussah, als hätten wir gefrühstückt. Viel Zeit dazu blieb uns häufig nicht. Um Punkt 7 Uhr mußten wir uns auf den Schulweg machen. Der Ponywagen stand schon fahrbereit auf dem Hof. Ein alter Mann betreute das Pony, spannte es an und mittags wieder aus.

Um diese Zeit arbeiteten alle anderen Bediensteten des Gutes schon auf den Feldern. Mit dem Ponywagen brauchten wir für die acht Kilometer nach Templin vierzig Minuten, wobei wir auch Steigungen zu überwinden hatten und das Pony dort nur Schritt gehen konnte. Sobald wir das Dorf verlassen hatten, holten wir unsere Frühstücksbrote hervor, die eigentlich für die Pausen gedacht waren. Nun, an der frischen Luft, hatten wir Hunger. Jede von uns hatte ihre gekennzeichnete kleine Ledertasche, die man sich mit einem längeren, schmalen Riemen um den Hals hängen konnte.

Wir wurden nach dem Grundsatz „Pünktlichkeit ist Höflichkeit!“ erzogen. Für viele Bewohner der etwa einen Kilometer langen Bahnhofstraße in Templin, die zu unserem Schulweg gehörte, waren wir wie eine Uhr. Wenn sie Familie Abels Ponywagen hörten, war es Zeit, zur Schule oder ins Büro aufzubrechen. Einem Fahrzeug begegneten wir auf dem Schulweg selten. Autos gab es hier zunächst kaum.

Am Templiner Marktplatz angekommen, fuhren wir in den Hof eines Hotels mit „Ausspannung“ und riefen laut: „Friedrich!“ Alle Kutscher in der Gegend wurden „Friedrich“ ge-

nannt. Ihre richtigen Namen kannten nur wenige. Auf unsern Ruf erschien „Friedrich“, ein Bediensteter des Hotels, und spannte unser Pony aus. Unsere Decken und sonstigen Sachen nahm er zur Aufbewahrung mit in die Kutscherstube. Da viele Leute mit dem Kutschwagen in die Stadt kamen, gab es bei dem Hotel viel „auszuspannen“. Alle „Friedrichs“ gingen während der Wartezeit in die Kutscherstube. Mit Kartenspielen oder Dahindösen verbrachten sie die Zeit. Wir liefen von dort etwa zehn Minuten zur Schule. Im Winter kutscherte uns unser „Friedrich“ im Landauer oder im Kremser direkt bis zum Schulhaus und holte uns mittags wieder ab. Daß er August Bohm hieß, erfuhr ich erst später.

Matrosenkleider – die große Mode

Wir drei Schwestern waren immer gleich gekleidet. Unsere Großmutter und eine Tante hatten Freude daran, für uns



Mit dem Ponywagen fuhren wir drei Schwestern vom Gut Hammelspring zum Lyzeum nach Templin. Am Marktplatz, in dessen Mitte das hier abgebildete Rathaus steht, machten wir im Hof eines Hotels mit „Ausspannung“ halt und liefen von dort zur Schule.

Mädchen Kleider zu nähen und sie zu besticken. Sie waren wirklich besonders schön und fielen auf. Wenn eine von uns in einem Geschäft in Templin einkaufte, wurde sie angesprochen: „Du bist doch eine Kleine vom Ponywagen!“

Wer auf die Idee kam, uns weiße Matrosenkleider für sonntags und blau-weiß gestreifte für die Schule zu schenken, weiß ich nicht. Matrosenanzüge bzw. -kleider waren damals, als man sich für das kaiserliche Flottenbauprogramm begeisterte, groß in Mode und das zeitgemäße Kleidungsstück für Kinder und Jugendliche. Unsere Matrosenkleider hatten lange Ärmel und waren für uns auf dem Land ganz ungeeignet. Zu den weißen Kleidern trugen wir weiße, zu den blau-weißen blaue Strohhüte. Auf das um den Hut gelegte Band war jeweils der Name eines Seehelden gestickt. Wie uniformiert kam ich mir vor! Ich glaube, unsere Eltern sahen ein, daß diese Kleidung nicht zu uns paßte. Im nächsten Jahr mußten wir sie nicht mehr tragen.

Die Dorfkinder, die zu uns zum Spielen kamen, waren immer gern gesehen. Meine Eltern wunderten sich, wie perfekt platt ich mit ihnen sprach. In der Familie schaltete ich sofort auf Hochdeutsch um. Meine Schwestern und ich machten auch gern bei einer Meute mit, die etwas Besonderes plante, kleine Streiche, beispielsweise Obst von einem Baum zu klauen oder dergleichen. Weil wir Kinder vom Gutshof uns dafür nicht zu fein waren, wurden wir auch nicht vom gemeinsamen Spiel der Dorfkinder ausgeschlossen. Es ging uns nicht um die drei oder vier Pflaumen; das Gewagte, das Überdie-Zäune-Klettern, war das Verführerische.

Das Dorf und die „Leute“

Hammelspring ist ein Straßendorf auf der Strecke von Berlin nach Stettin, es hatte zu jener Zeit etwa 600 Einwohner. Die Wohnhäuser standen etwas entfernt von dem Verkehrsweg. Ein Dorfanger und gepflegte Vorgärten lagen dazwischen. Es gab sechs Bauernhöfe und mehrere Büdner. Die

Bauern benötigten zwei große Pferde zum Bestellen und Ab-ernten ihrer Felder. Die Büdner hatten zumeist zwei kleine Panjepferdchen. In Sachsen-Anhalt spannten Landwirte, die wie sie nur ein kleines Anwesen und wenige Felder besaßen, eine oder zwei Kühe vor ihre Ackergeräte und Wagen. In der Uckermark oder überhaupt im Norden hatten die Leute ihren Stolz: Sie wollten keine „Kuhbauern“ sein. Lieber schränkten sie sich für die Haltung der Pferdchen finanziell ein. Die Bauern hielten sich keine Magd und keinen Knecht. Alle Arbeiten wurden von Familienmitgliedern erledigt. Vier Höfe waren seit Generationen in denselben Familien. Zwei davon lagen seit ewigen Zeiten in Erbfeindschaft. Da durften auch die Kinder nicht miteinander spielen.

Wir hatten auch nur zu unseren eigenen Leuten Kontakt. Aber mein Vater war den anderen gefällig, wenn sie mal etwas Schriftliches für ein Amt aufgesetzt haben wollten oder ein Gespann benötigten, um zum Beispiel Holz abzufahren. Im Dorf gab es zwei Schmieden. Mein Vater verteilte das Pferdebeschlagen und andere Schmiedearbeiten auf beide. Der Beruf des Schmieds war sehr angesehen.

Wer kein Land besaß, arbeitete als Maurer, Land- und Waldarbeiter oder Ziegeleiarbeiter. In und um Zehdenick, etwa 10 bis 12 Kilometer von Hammelspring entfernt, gab es zahlreiche Ziegeleien. Täglich fuhren die Männer diese Strecke zu ihrem Arbeitsplatz und wieder zurück, also 20 bis 24 Kilometer – mit dem Fahrrad!

Die jungen Mädchen fingen an, als Dienstmädchen „in Stellung“ zu gehen, vor allem nach Berlin. Wenn sie nach Monaten mal auf Urlaub kamen, hatten sie sich angewöhnt, statt plattdeutsch hochdeutsch zu sprechen. Im Nu verbreitete sich das im Dorf. Sie wurden als eingebildet eingestuft: „De jebiert sich aber!“

Es gab damals in unserem Dorf wirklich Leute, die Hammelspring noch nie verlassen hatten – es sei denn, um in Templin den Arzt aufzusuchen. Die Fahrt nach Berlin – 74 Ki-

lometer – war für sie eine „Weltreise“. Zogen sie sich sonntäglich an, so bestand das lediglich darin, eine gute, neue Schürze umzubinden. Schuhe trug man nur zur Kirche. Holz pantoffeln oder auf dem Feld Stiefel waren das normale Schuhwerk. Im Sommer liefen alle „plattbarfst“ – barfuß.

Mitten im Dorf stand unser „Leutehaus“ für drei Familien. Jede Wohnung hatte ihren eigenen Eingang, und zu jeder gehörte auf der Rückseite ein Hof, Stall und Garten. Dahinter lag – zur Nutzung durch die Bewohner – ein Kartoffelacker, der vom Gut gepflügt und angehäufelt wurde.

Die „Leute“ hielten sich pro Familie zwei Schweine und mehrere Kaninchen. Ein Schwein wurde für den Eigenbedarf geschlachtet. Für den Erlös des anderen kauften sie sich häufig Kleidung. Ihr Verdienst in barem Geld war gering. Dafür bekamen sie als Deputat Mehl und pro Ehepaar einen Liter Milch täglich. Für jeweils ein großes Kind, das auf dem Hof half, gab es einen halben Liter dazu.

In dem Haus wohnten der Hofmeister und ein Pferde knecht mit ihren Familien. Die dritte Wohnung wurde viele Jahre für die Schnitter freigehalten, polnische Saison- und Wanderarbeiter, die alljährlich vom Frühling bis zum Spätherbst, bis die Kartoffel- und Rübenfelder abgeerntet waren, auf dem Gut Arbeit fanden. Das waren immer etwa zehn Männer und Frauen. Ein „Vorschnitter“ hatte sie zu betreuen und für Ordnung zu sorgen. Oft kam auf Wunsch derselbe Vorschnitter mehrere Jahre hintereinander. Das war sehr günstig, weil er dann die Verhältnisse und die Leute auf dem Hof bereits kannte. Er stellte sich seine Mannschaft in Polen selbst zusammen. Eine Schnitterin blieb während der Arbeitszeit vormittags stets zu Hause. Sie bekochte alle und hielt die Wohnung in Ordnung.

Wenn das Korn reif war, ging mein Vater, einem alten Brauch folgend, mit unserer Mutter und uns drei Kindern morgens um 9 Uhr auf das Feld, das angemäht werden sollte. Das machte der Vorschnitter mit einer Sense. Dann kam

eine Schnitterin auf uns zu mit schönen farbigen Bändern, die sie zu Schleifen gebunden und mit Kornähren hübsch besteckt hatte. Jedem von uns heftete sie eine Schleife an die linke Schulter. Die Bänder hingen lang herunter. Die Schnitter nannten dieses Ritual „Anbinden“. Vater mußte uns sodann mit einem Geldschein „freikaufen“. Fein geschmückt zogen wir Kinder heim. In unserem Zimmer hängten wir die Schleifen an einem kleinen Haken auf.

Die Erntekrone, die mit der letzten Getreidefuhre auf den Hof kam, überreichte die Vorschnitterin stets mit einem Gedicht und guten Wünschen für die Herrschaft. Der Dank dafür war ein Faß Bier. Die Krone wurde ein Jahr lang im Büro aufgehängt.

Ein wenig entfernt von der Dorfstraße stand ein zweites „Leutehaus“, in dem zwei Familien wohnten. Die Männer arbeiteten als Pferdeknechte. Jeder war für drei Pferde zuständig, mit denen sie pflügten, eggten, Getreide und Kartoffeln einfuhren. Sie hatten die Pferde zu füttern, zu putzen und den Stall auszumisten.

Der Hofmeister

Der Hofmeister war von Beruf Stellmacher. Ein großer Raum im Wirtschaftsgebäude stand ausschließlich ihm für seine Arbeit zur Verfügung. Er war sehr geschickt, hielt die Gerätschaften und alle Ackerwagen in Ordnung. Von überall, wo es etwas zu reparieren oder neu herzustellen gab, wurde er gerufen. Der Hofmeister lebte 30 Jahre auf Gut Hammelspring und war sehr mit uns verbunden. Wenn wir Kinder zum Beispiel in den Deckel einer Zigarrenkiste Löcher eingebohrt haben wollten, um darin Maikäfer zu sammeln, war er immer bereit, unsere Wünsche zu erfüllen.

Um 4 Uhr früh begann sein Tag. Er teilte den Pferdeknechten täglich die Menge Hafer zu, die ihre Pferde bekommen sollten. Danach trat er mit einer besonders großen, vom Getreide blankpolierten Schaufel mit Körnerfutter für die Tau-

ben auf den Hof. Es war eine Freude zu beobachten, wie die Tauben ohne Scheu auf dem freien Platz vor dem Wirtschaftsgebäude emsig die Körner aufpickten. Nach und nach flogen sie auf die Dächer der umliegenden Gebäude oder zogen sich in den Taubenschlag zurück.

Nachdem die Pferdeknechte ihre Pferde gefüttert hatten, gingen sie und der Hofmeister nochmal nach Hause. Um 5.45 Uhr zum „Leute-Anstellen“ mußten wieder alle am Pferdestall sein. Die Arbeitseinteilung war mit dem Inspektor schon am Abend vorher besprochen worden. Um 6 Uhr zogen die Gespanne vom Hof.

Zu den Aufgaben des Hofmeisters gehörte es auch, die Arbeit der Frauen zu beaufsichtigen. Er war sehr gewissenhaft und zuverlässig. Die Anschaffung von modernen Maschinen konnte er freilich schwer verkraften. Als die ersten „Binder“*), eine Erfindung der damaligen Zeit, gekauft wurden, hatte er wohl eine Woche schlechte Laune. „Die Dinger werden doch ewig kaputt sein, und die Garben sind auch nicht richtig gebunden“, nörgelte er.

Man kam aber bald ohne diese Maschinen nicht mehr aus. Sie arbeiteten viel schneller als die Frauen. Zudem wurden die Arbeitskräfte während des Krieges knapp. Die Garben mußten nach dem maschinellen Binden nur noch zum Trocknen zu Mandeln oder Puppen zusammengestellt werden. Nach dem Dreschen des Getreides mit der Dreschmaschine wurde das Stroh teils in der Scheune, teils im Freien in hohen Mieten gelagert. Wir Kinder bemerkten beim Herunterrutschen, daß die mit Schnur maschinell gebundenen Garben viel härter und fester waren. Jetzt dauerte es lange, bis sich eine richtige Rutschbahn bildete; sie war nun auch viel steiler. Aber mutig ließen wir uns nach unten gleiten. Wir

*) von Pferden gezogene Mähmaschine mit einer Transporteinrichtung, die die abgemähten Getreidehalme einem Knüpfapparat zuführt und die gebundenen Garben auswirft.

trugen damals weiße Wäschestoffhosen. Abends war der Hosenboden vom Stroh schwarz. Ich wundere mich heute noch, daß uns das Vergnügen nicht verboten wurde.

Im September/Oktober war es abends im Dunkeln unterm Sternenhimmel auf einem Strohhalm besonders schön. Wir hielten Ausschau nach Sternschnuppen. Es hieß, wenn man eine Sternschnuppe sähe, dürfe man sich etwas wünschen.

Es ist Krieg!

Nach und nach bekamen immer mehr Männer ihren Gestellungsbefehl. Von unseren Arbeitern mußten einige einrücken. Dazu zählten auch der Gärtner und der Inspektor.

Bald wurde Vieh aus den Stallungen geholt, Kartoffeln und Getreide wurden beschlagnahmt. Wir durften nicht mehr buttern. Es wurde uns vorgeschrieben, wieviel Milch, Mehl, Kartoffeln und Getreide wir verbrauchen durften. Häufig kamen Kontrolleure, um unsere Vorräte zu prüfen. Ab und zu erfuhr man, daß jemand „schwarz“ geschlachtet hatte. Das war nur in kleinen Familienbetrieben möglich, bei uns auf dem Gut war die Gefahr, verraten zu werden, viel zu groß.

Für die eingezogenen Arbeiter bekamen wir französische Kriegsgefangene zum Helfen. Sie wurden in zwei Räumen des Wirtschaftsgebäudes untergebracht. Für sie mußte gekocht werden; ein Aufseher bewachte sie. Nach Feierabend saßen wir Kinder oft bei den Kriegsgefangenen, die nicht arbeitsunwillig und recht zufrieden waren. Einer stellte uns dreien je einen Ring aus leichtem Metall her. Ein schwarzes Eisernes Kreuz hatte er auf einer breiteren Stelle eingearbeitet. Irgendwie konnten wir uns mit ihnen verständigen.

Mädchen und Frauen wurden in Fabriken zum Herstellen von Kriegsmaterial eingesetzt. Als Dienstmädchen bekamen wir nur Mädels aus einer Erziehungsanstalt, die sich gut geführt hatten. Vorschrift war, daß alle Räume, in denen sie arbeiteten, mit Eisenstäben vergitterte Fenster hatten, damit sie nicht ausreißen konnten. Man durfte sie auch nicht

zum Einkaufen schicken. Eigentlich hatten wir Glück mit ihnen. Nur eine nahm beim Gärtner, dessen Zimmer sie saubermachte, Geld aus dem Schrank. Sie wurde sofort vom Heim abgeholt und durch eine Neue ersetzt. Eigenartig berührte mich, daß die Mädels keine richtigen Matratzen in ihren Betten hatten. Sie erhielten je einen neuen Strohsack, den sie sich – als erste Arbeit – in der Scheune mit Stroh stopfen mußten. Sicher waren sie daran gewöhnt.

1916 wurde mein Vater zur Ausbildung in eine Kaserne nach Berlin einberufen. Sehr bald kam er zu einem Eisenbahnpionierregiment nach Rumänien. Meine Mutter und der Hofmeister hielten den Betrieb, so gut sie es vermochten, in Gang. Durch den Briefwechsel zwischen meinen Eltern bekam meine Mutter Hinweise, was auf dem Gut getan werden mußte.

Im Jahr 1917 wurden die Glocken im Hammelspringer Kirchturm zerschlagen, heruntergeholt und abtransportiert, um für Kriegsgeschütz eingeschmolzen zu werden. Wir waren



Papa, erster von links, mit Kameraden als Eisenbahnpionier in Rumänien.

erschüttert! Wie gern hatten Julchen und ich sie geläutet, wenn es uns der fünf Jahre ältere Pfarrerssohn erlaubte. Werktags wurde nur mit der kleinen Glocke um 6 Uhr der Feierabend eingeläutet, aber an den Wochenenden läuteten wir alle drei. Da hatte jeder eine Glocke für sich. Für uns war das ein erhebendes Gefühl. Um die Bewegung der Glocke abzubremsen, ließen wir uns zum Schluß am Glockenstrang mit hochziehen.

Nach der Schule lief ich in den Vorraum der Kirche. Auf dem Fußboden fand ich vier kleine Bronzesplitter. Ich tat sie in einen kleinen, von Granaten umrandeten Anhänger, den ich an einer Kette trug. Fortan waren sie mein Talisman.

Kriegsende und Neubeginn

Als wir eines Vormittags in Templin vom Schulgebäude aus über die Straße zur Turnhalle liefen, läuteten die Kirchenglocken. Die Turnlehrerin erklärte uns ziemlich spöttisch, daß der Kaiser abgedankt habe.

Im Lande herrschte nun ein großes Durcheinander. Lastwagen mit Soldatenräten fuhren durch die Straßen. Den von der Front heimkehrenden Soldaten wurden die Schulterstücke abgerissen. Jeder versuchte, so schnell wie möglich Zivilkleidung aufzutreiben.

Aber das Leben ging weiter. In unserem Dorf merkte man nichts von Revolution und kommunistischen Ideen. Wir waren sehr froh, daß unser Vater nach Kriegsende bald nach Hause kam. Ganz langsam ging der Neuaufbau der Landwirtschaft vor sich. Auf einem Teil der Felder wurden jetzt grüne Bohnen und Zwiebeln angebaut. Von den hungernden Berlinern wurde beides sehr begehrt. Die drei Stunden Bahnfahrt nahmen sie gern in Kauf, wenn sie wußten, daß sie etwas Eßbares ergattern konnten.

[bei Datteln, Ruhrgebiet, Nordrhein-Westfalen;
Winter 1917/18]

Else Klein

Alles bloß Stroh?

Wie oft ist mir diese Geschichte von meinen Eltern erzählt worden, und wenn ich auch damals noch nicht auf der Welt war – es dauerte noch 18 Monate, bis auch ich dazu gehörte – so verbürge ich mich doch dafür, daß sie wahr ist.

Es war in dem berüchtigten „Steckrübenwinter 1917/18“. Mein Vater war damals Steiger auf der Zeche „Emscher-Lippe“ in Datteln. Er war ein großer, kräftiger Mann und hatte immer Hunger. Vor allem fehlte ihm Fleisch, das er besonders gerne aß. Ein Großteil der Bergleute kam aus den kleinen Ortschaften rund um Datteln. Manche hatten zu Hause noch eine kleine Landwirtschaft, ein bis zwei Kühe, ein paar Schweine, Hühner und ein paar Morgen Land. Wie später im Zweiten Weltkrieg war auch damals genau registriert, wieviel Vieh jeder besaß, weil alles abgeliefert werden mußte. Doch jeder versuchte immer mal, ein Tier mit aufzuziehen, das nicht in den Listen erschien, um es irgendwann heimlich zu schlachten.

Eines Tages, es war im Spätherbst 1917, kam einer dieser Kötter zu meinem Vater und sagte: „Steiger, wollt ihr nicht ein geschlachtetes Schwein haben? Meine Tochter will heiraten, und da brauche ich Geld für die Aussteuer.“

Das war ein Angebot für Papa! Doch erstens war ein ganzes Schwein wohl etwas viel für unsere Familie, und – was noch viel schwieriger war – wie sollte man das Tier in den

Ort bringen, wo doch alles, was von außen ins Dorf geschafft werden sollte, am Ortseingang genauestens kontrolliert wurde? Wie sollte man an dem Posten vorbeikommen, ohne aufzufallen?

Schwarzschlachtung wurde streng bestraft.

Für das erste Problem gab es schnell eine Lösung: Ein Kollege nahm die eine Hälfte des Schweins ab. Also, das war klar. Über das zweite Problem zerbrach Papa sich kurze Zeit den Kopf und dann hatte er die Lösung: Am Schlachttag besorgte er sich einen Leiterwagen mit einem Verdeck am Kutscherbock und ein Pferd. Damit fuhren er und sein Kumpel zu dem kleinen Bauernkotten. Die Ladefläche des Wagens beluden sie dick mit Stroh, dem Schwein jedoch zogen sie einen Mantel an, setzten ihm einen breitrandigen Hut auf und banden es in der Mitte der Bank auf dem Kutscherbock fest. Dann setzte sich der Kumpel an die rechte, Vater aber an die linke Seite, und so ging es los in Richtung Datteln. Es war Spätnachmittag, ein trüber regnerischer Novembertag. Das Schwein zwischen sich, kamen sie zum Ortseingang und wurden prompt von dem Posten angehalten. „Was haben Sie geladen?“, fragte dieser.

„Stroh“, antwortete Papa, „wir müssen unsere Strohsäcke neu stopfen.“

Straßenlaternen, so wie wir sie heute kennen, gab es damals noch nicht. Ein paar trübe Gaslaternen gaben kein besonders gutes Licht. So stocherte der Posten mit seinem Bajonett mehrere Male im Stroh herum und fand natürlich nichts zu beanstanden. Nach den drei Personen auf dem Kutscherbock schaute er nur beiläufig. Nachdem er das Stroh gründlich untersucht und nichts gefunden hatte, meinte er: „Viel Spaß beim Strohsackstopfen!“, und ließ sie alle drei fahren.

[Heppingen/Ahr*), Rheinland-Pfalz,
um 1925]

Peter Konrad Henseler

Sonntage im Dorf

Mehr als 80 Jahre ist es her. Der Sonntag war noch ein besonderer Tag. Die Mutter hatte frühmorgens das Vieh versorgt. Sie kam aus dem Stall und machte Frühstück, während wir Kinder noch schliefen.

Der Vater war Frühaufsteher. Sonntagmorgens ließ er sich Zeit zum Waschen und Rasieren. Dann bürstete er behutsam seinen Sonntagsanzug. Die Schuhe, die er schon viele Jahre, aber nur am Sonntag oder an Festtagen trug, waren blitzblank geputzt und standen bereit für den Kirchgang. Wenn es dreimal geläutet hatte, dann gingen die Leute in Sonntagskleidern in die Kirche.

Jedesmal, wenn die Orgel spielte und der Gesang anschwell, überlief mich ein andächtiger Schauer, und mir wurde ganz feierlich zumute. Die Heilige Messe wurde mir nie zu lang. Beim Hinausgehen waren meine Gedanken noch bei den Heiligen, die mich stark beschäftigten.

Zu Hause wartete das Frühstück. Unterwegs sprach mein Vater hier und da ein paar Worte mit den Leuten aus dem Dorf. Es war, wie ich glaubte, die einzige Gelegenheit, einmal mit Menschen zu sprechen, die mein Vater sonst nicht sah. Meine Mutter war in die Frühmesse gegangen, mußte sie doch das ganze Haus und uns alle versorgen. Wir waren

*) heute Stadtteil von Bad Neuenahr-Ahrweiler.

acht Geschwister. Die setzten sich jetzt alle um den großen Tisch zum Frühstück. Das Besondere daran war das längliche Weißbrot, der Stuten, den es jeden Sonntag gab. Der schmeckte besonders saftig mit Klatschkäse und Rübenkraut. Der Klatschkäse wurde aus Quark, Milch und etwas Salz hergestellt. Meine Schwestern mußten den Tisch abräumen und abwaschen. Dann teilte Mutter noch die Arbeit für die Mädchen ein: Betten machen, Essen vorbereiten, schmutzige Wäsche einweichen und anderes.

Mein Vater setzte sich derweil mit den Nachbarn unter dem Hoftor in den Schatten. Dann steckte er sich seine lange Pfeife an. Es wurde viel erzählt, hauptsächlich von der Arbeit. Aber auch andere Themen kamen zur Sprache wie Politik und alles, was in der Welt geschah. Es gab damals für die einfachen Leute eine kleine regionale Zeitung.

Meine Brüder waren alle viel älter als ich, darum durften sie auch schon weiter vom Hause weggehen. Ich blieb in der Nähe und spielte mit den Nachbarskindern. Dann rief die Mutter mich. Sie hatte eine saubere Schürze vorgebunden, und wir gingen in den Gemüsegarten. Sie zeigte mir die einzelnen Sorten und wie die Pflanzen in der letzten Woche gewachsen waren. Es lag eine stille, sonntägliche Freude in dem Ton, in dem sie mit mir sprach. Ich spürte, daß meine Mutter diese Sonntagsstunden liebte. Die Woche über blieb ihr wenig Zeit, Gemüse und Blumen in Ruhe zu betrachten. Am Ende des Gartens stand eine Bank, dort setzten wir uns hin. Sie begann aus ihrer Jugendzeit zu erzählen. Ich wollte etwas über meine Großeltern wissen. Als Jüngster hatte ich sie nicht mehr kennengelernt.

Unterdessen wurde es Mittag. Mutter mußte das Essen richten, das die Mädchen schon vorbereitet hatten. Aber diese halbe Stunde im Garten bleibt mir unvergeßlich. Sie gehörte zum Sonntag.

Alle mußten pünktlich am Tisch sitzen, auch die älteren Brüder. Das Essen an diesem Tag war etwas Besonderes, und

alle hatten erwartungsvolle Gesichter. Erst wurde gemeinsam gebetet.

Das Mahl begann mit einer Rindfleischsuppe, die es nur sonntags gab. Es folgten Kartoffeln und Gemüse, natürlich aus unserem Garten, der unübertreffliche Rinderbraten meiner Mutter und Soße. Den guten Geruch und den Geschmack habe ich mein Leben lang nicht vergessen. Als Nachtisch gab es Pudding mit Himbeersaft. Wenn alle satt waren, wurde wieder gebetet.

Dann kam der große Augenblick: Wir Jungen bekamen unser Taschengeld. Die Mädchen erhielten ihr Taschengeld erst nach getaner Arbeit: Abwaschen, Herdputzen und Küche sauber machen. Dann zogen sie ihre Sonntagskleider an und besuchten ihre Freundinnen. Oft hörte man sie alle laut lachen und singen.

Die Mutter hatte inzwischen mit dem Vater das Vieh versorgt. Dann konnte sie sich auch auf das Sofa setzen. Sie las ihr Liboriusblatt, dann nickte sie ganz langsam ein und machte ihr Sonntagsschläfchen.

Der Vater nahm mich unterdessen bei der Hand; wir beide gingen zu den Äckern und Wiesen. Unterwegs zeigte er mir viele nützliche Kräuter, die man als Tee gegen Krankheiten und Wunden verwenden konnte. Ich merkte mir die Farben, die Formen der Blätter und den Geruch.

Im Wald erzählte Vater mir Geschichten aus früheren Tagen. Dabei horchte er auf den Gesang der Vögel. Er konnte Vogelstimmen nachahmen, das Aussehen der Vögel beschreiben und wußte, wo sie ihre Nester bauten. Er zeigte mir Gelege, in denen ich oft Eier oder sogar schon Junge sah. Ganz behutsam entfernten wir uns dann. Auch die Käfer kannte er alle und wußte, wie nützlich oder schädlich sie sind. Ab und zu zog er seine goldene Uhr an der goldenen Kette heraus, die er nur sonntags trug, und prüfte die Zeit, damit wir rechtzeitig wieder zu Hause waren. Einen solchen Nachmittag konnte es nur an einem Sonntag geben.

Zum Abendessen waren wir wieder alle um den Tisch versammelt. Bratkartoffeln mit Ei darunter, Brot und Schinken waren dem Sonntagabend vorbehalten. Die übliche Arbeit folgte wieder, die Mädchen sangen wehmütige Lieder beim Abwaschen.

Der Vater rauchte noch eine Pfeife. Zu unser aller Freude spielte er ein Lied auf der Gitarre und sang dabei. Weil es noch sehr hell war, durften wir noch etwas aufbleiben und machten lustige Ratespiele. An die Schule dachten wir erst am Morgen. Heute war ja noch Sonntag.

Der wurde auskosten bis zur letzten Minute. Dann huschten wir, einer nach dem anderen, ins Bett. Ein Sonntag ohne große Ereignisse war vorüber. Es waren die vielen Kleinigkeiten, die ihn ausmachten und Lebensfreude für die harte Arbeitswoche gaben.

[Zepkow, nahe Röbel/Müritz,
Mecklenburg-Vorpommern;
7. Februar 1926]

Magda Riedel-Zehlke

Lehrer Ahrend hat Geburtstag

Der 7. Februar war für uns Schulkinder in Zepkow, Mecklenburg-Vorpommern, fast wie ein Feiertag, und der des Jahres 1926 sollte allen lange in Erinnerung bleiben. Wir Kinder hatten uns schon wochenlang auf diesen Tag gefreut. Ich war acht Jahre alt und meine Schwester Irma sechs.

Der letzte langgezogene Ton des dürftigen Glockengebimmels der Dorfkirche war verklungen – ein Zeichen für uns, daß die Schule gleich anfing.

„Seid vorsichtig!“ rief Großmutter uns nach, als wir das Haus verließen. „Auf dem Kopfsteinpflaster liegt noch Nachtfrost. Es ist sehr glatt!“

Das Schulgebäude bestand aus einem Klassenraum und der Lehrerwohnung. Für die 42 schulpflichtigen Kinder im Alter von sechs bis vierzehn Jahren stand nur ein einziger Lehrer zur Verfügung. Herr Ahrend war etwa 40 Jahre alt, er war ein angenehmer Mann. Von den Gemeindemitgliedern wurde er respektiert, von den Schülern geachtet. Der Rohrstock, der drohend hinter dem Pult lauerte, tat sein übriges.

„Wir gratulieren zum Geburtstag“, schallte es im Chor aus vierzig jungen Kehlen.

„Setzt euch“, antwortete der Lehrer mit einer leichten Handbewegung. Das übliche Kratzen der Griffel auf den Schiefertafeln setzte ein.



Unsere Dorfschule in Zepkow, Mecklenburg, 1926. Lehrer Abend unterrichtete in einem Raum 42 Schüler im Alter von sieben bis vierzehn Jahren. Ich bin die vierte von links in der ersten Reihe, rechts neben mir sitzt Friedrich Bub, der das Ferkel mitgebracht hat, und ganz rechts in dieser Reihe sitzt meine Schwester Irma.

„Was soll das, Friedrich, warum fuchtelst du mit dem Zeigefinger in der Luft herum? Hast du noch etwas auf dem Herzen?“

„Herr Ahrend, uns Vadding hett gistern abend twelf swatte, lütte-Schornsteinfäger gräpen.“

„Ich verstehe nicht, was hat er gräpen?“

Zuhause war das Plattdeutsche üblich, aber im Unterricht verlangte der Lehrer, daß die Kinder Hochdeutsch sprachen.

Eine Stimme aus der letzten Bank übersetzte: „Friedrich Bub will sagen, daß ihre Sau gestern nacht zwölf schwarze Ferkel geworfen hat.“

„Schwarze Ferkel?“

Lehrer Ahrend schüttelte ungläubig den Kopf.

„Hier ist eines, Herr Lehrer, ich habe es mitgebracht!“

Damit zog der Junge einen Sack unter der Bank hervor, aus dem ein quietschendes, schwarzes Knäuel auf den Tisch rollte und heftig mit seinen vier Beinen zappelte.

Wie die Irrwische wirbelten die Schüler von den Bänken, mit Gekreische und Geschubse drängten sie sich hin zu dem kleinen Burschen und jeder versuchte, ihn zu streicheln. Das „Ah!“ und „Oh, wie ist der süß!“ drang bis auf die Straße, und das Ferkelchen grunzte wohlighin dazu.

In dem Durcheinander hörte niemand, daß die lose in den Angeln hängende Tür aufgestoßen wurde. Einem wütenden Stier gleich kam Vater Bub hereingestürmt. Er schwenkte einen dicken, knorrigen Knüppel in der rechten Hand, und seine Mütze hing schief über einem Ohr. Er brüllte: „Da bist du ja, du infamer Bengel! Was hast du mit dem Ferkelchen vor? Man müßte dir gleich eins überziehen!“

„Ich wollte es doch unserem Lehrer zum Geburtstag schenken“, greinte Friedrich.

„Ohne Muttermilch muß das Kleine sterben, das habe ich doch versucht, dir zu erklären. Na, warte nur! So geht das nicht!“

Der Knüppel sauste angsterregend durch die Luft.

Betretenes Schweigen im Raum. Dem Friedrich zitterten die Knie, und dicke Tränen rannen ihm über die roten Wangen. Er wischte sie mit dem Hemdsärmel fort und stopfte das Ferkel mit zusammengekniffenen Lippen in den Sack.

„Herr Bub“, mischte sich schließlich Lehrer Ahrend ein, „nehmen Sie Ihr Ferkel und stecken Sie Ihre Nase schnellstens in die frische Luft. Sie stören den Unterricht!“ Seine Stimme hatte einen scharfen Unterton angenommen.

Verärgert zog der Mann mit dem Ferkelchen ab.

Endlich, sehnsüchtig erwartet, lugte Lieschen spitzbübisch durch den Türspalt. Sie stand mit ihren vierzehn Jahren schon „in Diensten“ – bei der Lehrerfamilie. Die Augen treuherzig auf- und zuklappend meldete sie: „Frau Lehrer läßt um zwei starke Buben bitten, die den schweren Wäschekorb herüberholen.“

Das war das Fanal für den Höhepunkt des Tages!

Sofort schälten sich, wie in jedem Jahr, zwei von den großen Jungen, diesmal waren es Otto und Karl, breit grinsend aus der Bank. Mit einem großen Wäschekorb voll Streuselkuchen kamen sie wieder, gefolgt von Frau Ahrend. Die trug eine blauweiß-karierte Schürze und hatte ein Spitzenhäubchen auf dem Kopf. Wir stellten uns der Größe nach an.

Frau Ahrend war auf die Knie gerutscht und saß auf einem Kissen, während sie immer wieder in den Korb langte und sagte: „Für jeden ein Stück.“

Wir gingen noch einmal auf unsere Plätze und sangen: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch. Er lebe hoch, er lebe hoch, er lebe dreimal hoch!“

Mit vollem Mund kauend, stürmten wir aus der Schule. Alle Kinder waren sich einig: „Der Lehrer könnte jeden Tag Geburtstag haben.“